

Muße und Arbeit –
historische Perspektivierungen

Müßiggang oder Arbeit?

Adlige Lebenswelten in der Vormoderne

Karen Lambrecht

1578, Böhmisches Krummau, heute Český Krumlov – der gesamte europäische Hochadel versammelte sich zur Hochzeit von Eva von Rosenberg, der Tochter Josts III. Die Familie der Rosenberger gehörte zu den größten Territorialherren der böhmischen Länder.¹⁶ Der schlesische Adlige Hans von Schweinichen trug in sein Memorialbuch ein:

Es ist das eine Hochzeit gewesen, daß gar nicht genug von der Pracht und der Menge des Volkes zu sagen ist. Sieben Tage hat man mit Tanzen, Fechten, Ringelrennen, Mummerei, Feuerwerk und anderer Kurzweil zugebracht. Es soll diese Hochzeit über 100 000 Taler gekostet haben, und ich habe aus der Küche folgendes Verzeichnis des Aufwandes bekommen.

Nun zählte Schweinichen folgende fast unglaublich klingende Mengen auf: 113 ganze Hirsche, 24 Tonnen Hirschwildbret, 98 wilde Schweine, 19 Schweine in Tonnen usw. – beachtlich etwa auch die Zahl von fünf Tonnen Austern.¹⁷

¹⁶ Eva von Rosenberg (1537–1591) heiratete in zweiter Ehe 1578 den italienischen Grafen Poala Gazoldo.

¹⁷ Nach wie vor ist die beste Edition ohne Auslassungen: Hans von Schweinichen, *Denkwürdigkeiten*, hg. v. Hermann Oesterley, Breslau 1878, 164. Die lange Aufzählung der Lebensmittel geht wie folgt weiter: 162 Rehe, 2229 Hasen, 470 Fasanen, 246 Auerhühner, 3.910 Rebhühner, 22.687 Krammetsvögel [Wachholderdrosseln], 88 westfälische Schinken, 370 Ochsen, 2.681 Schöpfe [Hammel], 1.579 Kälber, 421 Bratlämmer, 99 Spickschweine, 300 gemästete Schweine, 577 Spanferkel, 600 indianische Hühner, 3.000 gemästete Kapaunen, 12.888 gemästete Hühner, 2.500 junge Hühner, 3.550 gemästete Gänse, 40.837 Eier, 117 Zentner Schmalz, 39 Tonnen Fett, 5.960 große Forellen, 117 Lachs in Pasteten, 50 grüne Lachse, 470 gar große Hechte, 1374 Haupthechte, 15800 Karpfen, 478 Zuber von allerlei anderen Fischen, 314 große Aale, 37 Welse, 5 Tonnen Austern, 1.787 Eimer Rheinwein, 2.000 Eimer Ungarwein, 700 Eimer Österreichischen Wein, 448 Eimer böhmischen Wein, 1.100 Eimer mährischen Wein, 370 Eimer süßen Wein aller Lagen, 5.487 Viertel Weißbier, 180 Viertel Rakonitzer Bier, 920 Viertel Gerstenbier, 24 Viertel Schöps, 12.743 Taler für Gewürz, Marzipan und Konfekt, 26 Malter Weizen zu Mehl, 128 Malter Korn zu Brot, 478 Malter Haber zum Futter.

Bei all diesem Überfluss: der Dienstherr des schlesischen Adligen Hans von Schweinichen, Herzog Heinrich XI. von Liegnitz (1539–1588), lebte größtenteils auf Kredit, was ihn jedoch nicht davon abhielt, sich in den entsprechenden Kreisen zu bewegen. Schweinichens Aufgabe und Arbeit als eine Art *Eventmanager* bestand darin, für den sich in notorischer Geldnot befindenden Adligen die finanziellen Dinge zu regeln – also Geld und die nötige Ausstattung zu besorgen. Schweinichens Dienstherr, Heinrich, sagte also bei der Hochzeit zu und befahl ihm, alles Nötige für die Reise zu organisieren, vor allem das erforderliche Geld zu beschaffen.¹⁸ Die Rechnung ging nicht ganz auf – nach der siebentägigen Hochzeit konnte Heinrich seine Unterkunft nicht verlassen, weil er noch 180 Taler schuldig war und peinlicherweise auch noch die von der Herzogin geliehene Kette nicht zurückgeben konnte. Schweinichen gelang es dennoch, das fehlende Geld bei einem Juden zu organisieren.¹⁹

Hier wurde in Saus und Braus gefeiert und man kann wohl davon ausgehen, dass die Zahlen realistisch sind.²⁰ Auch wenn Verschuldung zur Normalität adliger Lebensformen gehörte, so konnten sich die Rosenberger als eines der reichsten Geschlechter diese „adlige Verschwendung“ vermutlich leisten.²¹ Dieses Geld wurde gerne investiert, handelte es sich doch um eine Art Arbeit und nicht um – im modernen Sinne – Müßiggang, eine Pause von der Arbeit, um Freizeit, um ein Fest, das einen den mühseligen Arbeitsalltag vergessen lassen kann, um „kollektive Ausgelassenheit“.²² Mit unserem modernen, bürgerlichen und abwertenden

¹⁸ Schweinichen, *Denkwürdigkeiten*, 164: „[...] denn IFG [Ihro Fürstlichen Gnaden] wollten mit großer Pracht aufziehen. Schickten mir derwegen bald zu Herzog Jorgen und lassen IFG ansprechen um goldene Ketten vor sich und die Jungen zu führen. [...] Jedoch liehen sie mein Credit vor 500 Gulden goldene Ketten, die Herzogin aber auf IFG mündliches selbstnen Begehren eine Panzerkette vor 200 Fl[oren] Ung[arisch].“

¹⁹ Schweinichen, *Denkwürdigkeiten*, 165 f.: „[...] letztlich so bekam ich von des Herren von Rosenberg Gezwerg [Zwerg] 100 Fl. Ung. auf die Kette, so der Herzogin war, vorlieh, denn ich IFG Herzog Jorgen zugesagt hatte, derselbigen Ketten wiederum einzustellen. [...] Mich aber schickten IFG. mit dem übrigen Gesindlein nach dem Hainau zu. Wann aber kein Zehrung vorhanden, musste ich der Jungen zehn große Dolche bei einem Juden allda zu Kolin versetzen [...]“

²⁰ Vgl. die überlieferte „große Rechnung“ der Landshuter Hochzeit. Thomas Alexander Bauer, *Feiern unter den Augen der Chronisten. Die Quellentexte zur Landshuter Fürstenhochzeit von 1475* (Sprach- und Literaturwissenschaften 26), München 2008, 169–173. Es werden u.a. aufgelistet: 333 Ochsen, 285 Schweine, 1.133 Schafe, 625 neugeborene Schafe, 1.537 Lämmer, 490 Kälber und 684 Spanferkel, 12.000 Gänse, 40.000 Hühner, 194.345 Eier, 220 Zentner Schmalz, 119 Scheiben Salz, mehrere Tonnen Fisch. Dazu 1.400 Maß Traubenwein, 18.390 Maß Hefewein und 330 Maß Met.

²¹ Am Beispiel Mecklenburgs Axel Lubinski, „Ländliches Kreditwesen und Gutsherrschaft – Zur Verschuldung des Adels in Mecklenburg-Strelitz im 18. Jh.“, in: Jan Peters (Hg.), *Gutsherrschaftsgesellschaften im europäischen Vergleich*, Berlin 1997, 133–175.

²² Gabriela Muri, *Pause! Zeitordnung und Auszeiten aus alltagskultureller Sicht*, Frankfurt a.M. 2004.

Blick sehen wir darin lediglich adlige Muße und Müßiggang, die sich jedoch in der Vormoderne als eine ständisch bestimmte *Adelsarbeit* darstellt. Eine Welt, in der es vielleicht möglich ist, die Dichotomie von Arbeit und Muße, die die Leistungsgesellschaft des 21. Jahrhunderts bestimmt, aufzulösen.

Gleichwohl haben wir Schwierigkeiten, klare Definitionen zu liefern, sperren sich doch zeitgenössische Verwendungen und Abgrenzungen gegen Eindeutigkeit. Besonders Muße und Müßiggang wird in historischen Quellen wenig beschrieben, während wir eine Fülle von Darstellungen haben, wie Arbeitswelt und Arbeitsleben ausgesehen haben könnten, in der Vormoderne eher aufgaben- als zeitorientiert und – vermutlich – mit mehr „Muße-in-Arbeit“.²³ Schauen wir uns dies näher an.

1. Quellenzugänge

Festbeschreibungen wie die obige – ergänzt mit pikanten erotischen Details – sorgten seit der Publikation der Autobiografie in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts für Aufmerksamkeit und verschafften Schweinichens von ihm selbst als ‚Memorial-Buch‘ bezeichneter Autobiografie²⁴ ungewöhnliche Popularität in der Abteilung Kultur- und Sittengeschichte – bis hin zur Aufnahme in die Reihe „Meisterwerke der erotischen Literatur“²⁵ des Wiener Heim-Verlages. Bis heute erscheinen Anthologien wie etwa „Schlesisches Lachen“²⁶ oder „Lese-

²³ So formuliert bei Gregor Dobler, „Arbeit und Muße“, in: Burkhard Hasebrink/Peter Philipp Riedl (Hg.), *Muße im kulturellen Wandel. Semantisierungen, Ähnlichkeiten, Umsetzungen* (linguae & litterae – Publications of the School of Language & Literature, Freiburg Institute for Advanced Studies 35), Berlin/Boston 2014, 54–68.

²⁴ Der erste Teil beginnt mit: „Vorrede und Erklärung des folgenden meines Buches oder Memorials“ (Schweinichen, *Denkwürdigkeiten*, 6), der zweite Teil ab 1579 ist betitelt mit: „Anfang meines anderen Memorial-Buches, was mir in meinem Leben unter Händen gegangen und zugestanden hat. Von Anno 79 und so lange mir Gott mein Leben fristen wird. Gloria deo“ (Schweinichen, *Denkwürdigkeiten*, 209). Der dritte Teil beginnt im Jahr 1592 mit einer Danksagung, in der Schweinichen formuliert: „Und wie zuvor in den beiden Büchern ich meine Erben ersucht und ihnen Lehre gegeben, wie sie mit solcher meiner Verzeichnis und Memorial-Buch umzugehen [...]“ (Schweinichen, *Denkwürdigkeiten*, 394). Konrad Wutke nennt in seiner Ausgabe den Text „Merkbuch“: *Merkbuch des Hans von Schweinichen*, hg. v. Konrad Wutke, Berlin 1895.

²⁵ *Leben, Lieben und Taten des Hans von Schweinichen eines deutschen Ritters aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von ihm selbst erzählt* (Meisterwerke der erotischen Literatur), Wien 1928. Auch hier sind die Editionsrichtlinien unklar, es wird lediglich die Vorlage genannt: „Nach der Diezmannschen Ausgabe von 1853 durchgesehen und bearbeitet von R. Daponte.“ Die Illustrationen stammen von Philipp Grot-Johann (1841–1892).

²⁶ *Schlesisches Lachen. Ein heiteres Brevier*, hg. v. Albrecht Baehr, 4. Aufl., München 2003. In der Verlagsanzeige steht: „Der höchst originelle schlesische Ritter Hans von Schweinichen feiert ebenso fröhliche Urständ [...]“.

bücher‘ zu einzelnen Orten mit den entsprechenden Quellenauszügen aus dem auch gut als Reisetagebuch zu beschreibenden Text Schweinichens.²⁷

Die Autobiografie erschien zunächst in Breslau unter dem Titel: „Lieben, Lust und Leben der Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts, in den Begebenheiten des Schlesischen Ritters Hans von Schweinichen.“ In der identischen Leipziger Neuausgabe des Brockhaus-Verlages wurden die Begriffe „Lieben“ und „Lust“ dann weggelassen. Der Titel lautete „Leben und Abenteuer des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen. Von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben vom Professor Büsching.“²⁸ In der Folge wurde Schweinichens Autobiografie in bearbeiteten und gekürzten Versionen nachgedruckt, übersetzt und literarisch umgesetzt, als wissenschaftlich zuverlässig gilt allein diejenige von Hermann Oesterley.²⁹ Heute noch vorhanden ist der zweite Band des ursprünglich dreibändigen Autografs³⁰ sowie eine weitere vollständige Abschrift aus dem 17. Jahrhundert.³¹

Kurz nach Erscheinen der Edition von Büsching vermerkte der alternde Goethe seine ungetrübte Freude, die er bei der Lektüre empfand und empfahl den Stoff und Gehalt der Autobiografie schließlich in seinen Schriften zur Literatur jungen Schriftstellern zur weiteren Bearbeitung:

„Herr von Schweinichen“ ist ein merkwürdiges Geschichts- und Sittenbuch; für die Mühe, die es kostet es zu lesen, finden wir uns reichlich belohnt, es wird für gewisse Zustände eine Symbolik der vollkommensten Art. Es ist kein Lese-Buch, aber man muss es gelesen haben.³²

²⁷ Diethard H. Klein, *Celle. Ein Lesebuch. Die Stadt Celle einst und jetzt in Sagen und Geschichten, Erinnerungen und Berichten, Briefen und Gedichten*, Husum 1987. Es gibt auch durchaus solche Anthologien mit wissenschaftlichem Anspruch: Ann B. Tlusty (Hg.), *Augsburg During the Reformation Era: An Anthology of Sources*, Indianapolis 2012, 78–80, Quellenauszug 3.4: „The Silesian Knight Hans von Schweinichen Describes Elite Hospitality in Augsburg“.

²⁸ *Lieben, Lust und Leben der Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts, in den Begebenheiten des Schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt*, hg. v. [Georg] Büsching, 3 Bde., Breslau 1820, 1822, 1823 [Neue Ausgabe, Bd. 1, 1823 digitalisiert <http://books.google.de/books?id=vdIMAQAIAAJ&printsec=frontcover&dq=hans+von+schweinichen#v=onepage&q=&f=false> (abgerufen am 10.09.2018)].

²⁹ Hierzu sehr kundig und ausführlich Stephan Pastenaci, der auch seine Versuche beschreibt, die im Verlauf des Kriegsgeschehens verlorenen Handschriften nachzuweisen: „Probleme der Edition und Kommentierung deutschsprachiger Autobiographien und Tagebücher der Frühen Neuzeit, dargestellt anhand dreier Beispiele“, in: Jochen Golz (Hg.), *Edition von autobiographischen Schriften und Zeugnissen zur Biographie* (Beihefte zu editio 7), Tübingen 1995, 10–26, 17 f.

³⁰ Biblioteka Uniwersytecka, Wrocław. Signatur: Akc. 1948/721.

³¹ Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin. Signatur: Ms. germ. fol. 462. Bei Stephan Pastenaci, *Erzählform und Persönlichkeitsdarstellung in deutschsprachigen Autobiographien des 16. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur historischen Psychologie* (Literatur – Imagination – Realität 6), Trier 1993. Im Anhang findet sich auch eine synoptische Textprobe zum Vergleich der beiden Handschriften (Anlage 10, S. 291 f.).

³² Johann Wolfgang von Goethe, *Aphorismen und Aufzeichnungen. Maximen und Re-*

Zur Bekanntheit des Textes beigetragen – wenn nicht sogar verursacht – hat schließlich die Aufnahme von Schweinichens Adelsdarstellung im Kapitel „Deutscher Landadel im sechzehnten Jahrhundert“ in Gustav Freytags „Bilder[n] aus der deutschen Vergangenheit“.³³ Der Landsmann von Schweinichen – Freytag lebte von 1816 bis 1895 – ist heute kaum noch bekannt, im 19. Jahrhundert gehörte sein zwischen 1859 und 1867 erstelltes Werk zu den beliebtesten und am häufigsten gedruckten Geschichtsbüchern. Vor dem Hintergrund der Formierung des Bürgertums dienten ihm einzelne Passagen der Autobiografie als Beispiel der Sittenlosigkeit und Verkommenheit des Adels. Sie wird damit zur „Selbsterzählung des Bürgertums“, in der sich der Adel nur durch eine „Verbürgerlichung“ (wie etwa Schweinichen) retten kann. Besonders in der Gestalt von Schweinichens Dienstherren, Herzog Heinrich XI. von Liegnitz³⁴, präsentierte sich der Adel als ständig in Geldnot, ständig zu Festen und Feiern reisend, betrunken, jähzornig und unmoralisch. Freytags Erzählung setzt ein mit:

Das alte Fürstenhaus der schlesischen Piasten zeigt neben wenigen bedeutenden und mehreren mäßigen Regenten eine Reihe verschrobener Gesellen mit großen Ansprüchen und geringer Kraft. Die wilde Nachbarschaft, die isolierte Lage, die vielen Teilungen des Landes in kleine Fürstentümer vermögen die sittliche Entartung so vieler Herzöge zu erklären; außerdem aber bleibt auffallend ein vielen gemeinsamer Zug, ein unstetes, zerfahrenes, unpraktisches Wesen, tyrannische Gelüste und mitten darin wieder einzelne Blitze von Geist und guter Laune, vor allem eine Lebenskraft, welche den Untergang dieser Entarteten wohl länger aufhält als bei andern Sterblichen möglich wäre. [...] Im Jahrhundert der Reformation wird die äußere Lage der schlesischen Fürsten noch schlechter: die meisten Häuser der Piasten vergehen, die übrigen vermögen nur mühsam sich in die neue Zeit zu schicken. Eine der auffallendsten Gestalten unter ihnen ist Heinrich XI. von Liegnitz, der liederliche Sohn eines Vaters, der nicht besser war.³⁵

In diesem Stil geht es weiter:

Wenn es in dem zerfahrenen Wesen dieses Fürsten etwas Außerordentliches gab, so war es die souveräne Freiheit von allem, was man sonst Rechtsgefühl und Gewissen nennt. Er hat nicht den Leichtsinns seines Hofjunkers, der sich über innere Bedenken hinwegsetzt, ihm fehlt ganz und gar die sittliche Empfindung. Und diese Rücksichtslosigkeit kommt ihm, dem vornehmen Herrn, eine Zeitlang zugut, denn mit gefälliger Leichtigkeit schlüpft er über alle Bedenken und Schwierigkeiten hinweg, und mit Lächeln

flexionen. Aus „Kunst und Altertum“. Fünften Bandes erstes Heft, Berlin 1824, 509; Hartmut Fries, *Goethes Verhältnis zur Romantik*, Würzburg 2002, 465.

³³ Gustav Freytag, *Bilder aus der Deutschen Vergangenheit*. Bd. 3, Abt. 2: Aus dem Jahrhundert der Reformation (1500–1600), Leipzig [ca. 1924].

³⁴ Freytag nutzte hierzu auch noch die von Schweinichen verfasste Lebensbeschreibung Heinrichs in: *Scriptores rerum Silesiacarum oder Sammlung schlesischer Geschichtsschreiber 4: Herzog Hans der Grausame von Sagan im Jahre 1488 und Hans Schweinichens Leben Herzog Heinrichs XI. von Liegnitz*, hg. u. mit Noten u. Beilagen vers. von Gustav Adolf Stenzel, Breslau 1850.

³⁵ Freytag, *Bilder aus der Deutschen Vergangenheit*, 404 f.

oder vornehmer Verwunderung gleitet er auch durch solche Situationen, bei denen wenig andere eine brennende Schamröte von ihren Wangen ferngehalten hätten. Wie er sich Geld schafft, ist ihm gleichgültig; in der Not schreibt er Bettelbriefe an alle Welt, sogar er, der Protestant, an den römischen Legaten; von jedem Fürstenhof, jeder Stadt, in welcher er einkehrt und nach damaligem Brauch bewirtet wird, versucht er Geld zu borgen.³⁶

Dagegen wird Schweinichen selbst recht positiv aufgebaut:

Ein anderes Gegenbild ist sein Genosse und Biograph, Junker Hans von Schweinichen. Dieser närrische Kauz ist von Kopf bis zu Fuß ein deutscher Schlesier. [...] Aber bei der größten Nachsicht wird man in seiner Biographie einige bedenkliche Stellen finden, welche seine Rechnung im Himmel schlechter gestellt haben müssen, als er in seiner Genügsamkeit annimmt. Er aber ging nicht unter. Er hatte nicht wie ein Slawe, sondern als Deutscher getrunken, vielleicht noch stärker als sein Herr – denn er hatte nach damaligem Brauch seinem Herrn ‚vor dem Trunk zu stehen‘, d.h. demselben beim Zechen aufzuwarten und seine Trinkduelle auszufechten – aber er hatte sich immer mit einem gewissen Vorbehalt betrunken. Deutschen Ordnungssinn und das methodische Wesen hatte er nicht verloren und nicht das Verständnis seiner Lage. Er war kein Mann des Schwertes, und seine Ritterlichkeit wurde durch einen starken Zusatz von Vorsicht gemindert. Immer guter Laune und dabei schlau und mit einer mächtigen Suada versehen, wußte er sich durch die schwierigsten Verhältnisse wie ein Aal durchzuwinden, mit dem offenen Wesen eines Biedermannes und dem gutmütigsten Gesicht von der Welt. Während er am liederlichsten war, hielt er fest an dem Glauben an ehrbare Zukunft, und während er als verwilderter Hofmann lebte, betrachtete er sich selbst als einen ehrenfesten Landedelmann, der die gute Meinung seiner Genossen zu bewahren habe.³⁷

Vor dem Hintergrund der populär- und pseudowissenschaftlichen Nutzung von Schweinichens Quellenmaterial tat sich die etablierte Historikerkunft eher schwer. Max Goos etwa begründete in der Vorrede seiner Ausgabe von 1907 noch, warum Memoiren als Quellen wertvoll sind:

Mehr denn je muss es in unserer schnelllebigen Zeit als ein Wagnis gelten, ein historisches Denkmal aus längsten Tagen zu veröffentlichen. Nicht als ob unsere Generation der Sinn für Geschichte fehlte. Aber mit Recht fordert der moderne Leser von dem alten Schriftwerk, dass es ihn nicht lediglich vom historischen Standpunkt nur interessiere. Über den Strom der Jahrhunderte hinweg soll ihn das Buch allgemein menschlich ergreifen.³⁸

Der historische „Wert“ schien Goos im Falle Schweinichens zumindest ambivalent:

³⁶ Freytag, *Bilder aus der Deutschen Vergangenheit*, 405.

³⁷ Freytag, *Bilder aus der Deutschen Vergangenheit*, 406 f.

³⁸ Max Goos, *Deutsches Bürgertum und deutscher Adel im 16. Jahrhundert. Lebens-Erinnerungen des Bürgermeisters Bartholomäus Sastrow und des Ritters Hans von Schweinichen* (Bibliothek wertvoller Memoiren 2), Hamburg 1907, 17.

So wohl gelungen eine ganze Reihe von Skizzen und Anekdoten sind, der Hauptwert des Buches liegt doch wohl in der trefflichen Charakterskizze der drei Herzöge, denen Schweinichen nacheinander seine Dienste gewidmet hat.³⁹

Verglichen mit den Lebenserinnerungen des Greifswalder Bürgermeisters Bartholomäus Sastrow fallen sie eindeutig ab:

Der Vergleich zwischen Sastrow und Schweinichens Aufzeichnungen fällt zweifellos sehr zu Ungunsten des letzteren aus. Schweinichen sieht nur das Nächstliegende, ihm fehlen die großen Gesichtspunkte. Auch besitzt er nicht entfernt die Kunst der Charakterisierung: Zustände, Gegenden, Menschen sind bei ihm in viel matteren Farben zum Ausdruck gekommen.⁴⁰

So steht der Popularität innerhalb der Kultur- und Sittengeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts eine bis heute geringe Rezeption bei den Historiker*innen und auch Literaturwissenschaftler*innen gegenüber.⁴¹ Gerade diese besondere Rezeptionsgeschichte gibt der Originalquelle noch eine zusätzliche Dimension, weil wir hier kontextgebundene gesellschaftliche Umbrüche und die Bewertung von Muße, Müßiggang und Adel sehr viel stärker wahrnehmen können.

2. Fragestellungen und Leitbegriffe

Gustav Freytag hat es in der Sprache der bürgerlichen Entrüstung beschrieben: Neben der bauerlichen und der städtisch-bürgerlichen Lebenswelt erlebte auch der Adelstand in der Zeit um 1500 einen Umbruch: Im Zug der abnehmenden Schutzfunktion besann man sich auf eher persönliche Verdienste und Tugenden, die im Gegensatz zum Geburtsadel die Nobilität ausmachen (sollten). Im 16. Jahrhundert formulierte Franz Merkel bereits drastisch: „Wer ligt in lastern *wie ein Schwein*, Der kann *furwar* nicht Edel sein.“⁴²

³⁹ Goos, *Deutsches Bürgertum*, 16.

⁴⁰ Goos, *Deutsches Bürgertum*, 18.

⁴¹ Zusammenfassung der wichtigsten Literatur bei Gabriele Jancke, „Selbstzeugnisse im deutschsprachigen Raum“, in: *Freie Universität Berlin*, <http://www.geschkult.fu-berlin.de/e/jancke-quellenkunde/verzeichnis/s/schweinichen/> (abgerufen am 10.09.2018). Die Arbeit von Pastenaci, *Erzählform und Persönlichkeitsdarstellung*, präsentiert die ausführlichste und wissenschaftlich anspruchsvollste Analyse. Wenig Erwähnung findet die Autobiografie auch in der polnischsprachigen Schlesienforschung.

⁴² Cyriakus Spangenberg, *Ander Teil des Adelsspiegels* [...], Schmalkalden 1594, 173, <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/drwspangenberg1594/0355?sid=736cd2981c04a99805b0cca94b29ec38> (abgerufen am 07.04.2020). Zit. nach Heiner Boggrefe, „Humanistischer Tugendbegriff und aristokratisches Standesdenken. Positionen zum Adel in der Literatur des 16. Jahrhunderts“, in: *Der Adel in der Stadt des Mittelalters und der frühen Neuzeit*, Marburg 1996, 75–84, 75.

Noch im Mittelalter hatte der höfische Ritter – selbst wenn er nicht in den Krieg zog – die Aufgabe und Arbeit, sich im Zweikampf zu beweisen. Die Ehre, die sich der Ritter etwa den Artusromanen durch die Arbeit eines Kampfes erworb, wurde direkt in symbolisches Kapital⁴³ umgemünzt. ‚Muße‘ oder ‚Müßiggang‘ dufte es hierbei nicht geben und wurde moralisch abgewertet.⁴⁴ Erst mit der Renaissance und der Suche nach einer neuen Adelsidentität konnte Muße auch zum symbolischen Kapital des Adels und seiner Selbstdarstellung werden. Allerdings müssen wir hier differenzieren: Die dem Adel eigentlich zustehende Muße – körperliche Arbeit war den anderen Ständen vorbehalten – durfte nicht in den negativ bewerteten Müßiggang abgleiten, sondern verwandelte sich in eine besondere ‚Adels-Arbeit‘ als im Bourdieuschen Sinne Verwaltung des sozialen Kapitals: Diese Arbeit, die sich nicht als solche darstellt, kann doch eine permanente Aufgabe sein und sehr unterschiedliche Formen annehmen: Organisation von Mittag- und Abendessen, Empfänge, Feste, Jagdpartien, Briefwechsel, Empfehlungen etc. Die gesellschaftlichen Verpflichtungen nehmen im Leben der höfischen Menschen sehr viel mehr Raum und Zeit ein als im Leben des berufstätigen Bürgertums und sind nicht nur, wie man gemeinhin glaubt, beispielhafte Demonstrationen des müßigen Lebens, sondern stellen eine besondere Form gesellschaftlicher Arbeit dar.⁴⁵ Es handelt sich somit beim Adel auch nicht um eine Art ‚leisure class‘⁴⁶, die sich durch die prestigeerzeugenden Funktion des Konsums strikt von den Regeln der Kaufmannschaft abgrenzt.

Muße steht als Antonym der Arbeit gegenüber und ist seit der Antike als Privileg der Philosophen und Adligen positiv konnotiert, man kann es sich leisten, sich der Muße hinzugeben. Der Müßiggang mit Blick auf die Beschäftigung mit unnützen Dingen dagegen negativ, er steht im Zusammenhang mit Nichtstun, Faulheit und der Langeweile.⁴⁷ Der Sonderforschungsbereich 1015 in Freiburg definiert Muße ganz allgemein als „Freiheit von temporalen Zwängen und die Abwesenheit einer unmittelbaren, die Zeit beschränkenden Leistungserwartung.“⁴⁸ In der historischen Langzeitperspektive wurde die Muße besonders seit der Reformation und der einsetzenden „Sozialdisziplinierung“⁴⁹ im Ar-

⁴³ Pierre Bourdieu, „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital“, in: Reinhard Kreckel (Hg.), *Soziale Ungleichheiten* (Soziale Welt Sonderband 2), Göttingen 1983, 183–198.

⁴⁴ Burkhard Hasebrink, „Zwischen Skandalisierung und Auratisierung. Über gemach und muoze in höfischer Epik“, in: Hasebrink/Riedl, *Muße im kulturellen Wandel*, 107–130, 110 f.

⁴⁵ So treffend formuliert bei Monique de Saint Martin, *Der Adel. Soziologie eines Standes*, Konstanz 2003, 44.

⁴⁶ Vgl. Thorstein Veblen, *Die Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen*, Frankfurt a.M. 1986.

⁴⁷ Vgl. dazu auch Jochen Gimmel/Tobias Keiling (Hg.), *Konzepte der Muße*, Tübingen 2016, 11–23.

⁴⁸ <http://www.sfb1015.uni-freiburg.de/de/forschungsprofil-1> (abgerufen am 10.09.2018).

⁴⁹ Zum 1968 entwickelten Forschungskonzept der „Sozialdisziplinierung“ vgl. Winfried

mutsdiskurs⁵⁰ als abwertend für die sogenannten unwürdigen Armen verwandt. Die Armut der arbeitsfähigen Armen galt nicht mehr – wie im Mittelalter – als Schicksal oder gar als Beweis besonderer Gottesnähe, sondern als Konsequenz von Müßiggang, Verschwendung und mangelnder Vorsorge, also als moralischer Defekt, der mit einem Zwang zur Arbeit korrigiert werden musste. In der Moderne schließlich stehen sich zwei Vorstellungen gegenüber – die ‚Pflicht zur Arbeit‘ und das ‚Recht auf Faulheit‘.⁵¹ In der heutigen Diskussion ist sogar von einem „Ende der Arbeitsgesellschaft“ (Rifkin) die Rede.⁵²

Wir haben es also mit einem fundamentalen Wandel der Arbeitswelt zu tun, der den Beginn der Moderne markiert und der in der Vormoderne, der Frühen Neuzeit, einsetzt. Man hat versucht, ihn mit verschiedenen theoretischen Konzepten zu fassen, die hier nur genannt werden und denen die Frage nach dem Entstehen der Moderne, aber auch ein Mangel an empirischer Beweisführung gemeinsam ist. Der Prozess einer Sozialdisziplinierung geht einher mit Max Webers Rationalisierungsthese und der Arbeitsethik. Deren Rezeption wiederum wurde aber durch die Diskussion um Norbert Elias' These vom Prozess der Zivilisation und Michel Foucaults Studien zur Disziplinargesellschaft befördert.

Empirische Belege können dagegen Autobiografien liefern, die sich auf das Leben eines einzelnen Individuums fokussieren bzw. das Individuum als Folie allgemeinerer, epistemologischer Reflexionen sehen. Der Wandel der Arbeitswelt erfordert Anpassung, Neudenken und Reorganisation menschlicher Gewohnheiten, Traditionen und Einstellungen. Die Umbruchssituation am Beginn des modernen Europas lässt noch eine Ständegesellschaft erkennen, in der der soziale Status oder der Stand die Arbeit bestimmte und mit ständischer Ehre verbunden war. Aufsteigerbiografien wie diejenige von Thomas Platter, in der wir bereits im 16. Jahrhundert auf das (moderne) Phänomen treffen, dass durch Ausbildung und harte Arbeit der soziale Status verändert werden konnte, sind absolute Ausnahmen.⁵³ Platter schildert eindrucksvoll, wie er sich vom Hirtenjungen in der ländlich-bäuerlichen Walliser Agrargesellschaft über das städtische Handwerk schließlich in das Basler Gelehrtentum emporarbeitete – immer mit Gottes Gnade an seiner Seite. Erst mit der Doppelrevolution um 1800, also der Industrialisierung und der Entstehung der Bürgerlichen Gesellschaft im 19. Jahrhun-

Schulze, „Gerhard Oestreichs Begriff der Sozialdisziplinierung in der Frühen Neuzeit“, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 14 (1987), 265–302.

⁵⁰ Martin Dinges, „Frühneuzeitliche Armenfürsorge als Sozialdisziplinierung?“, in: *Geschichte und Gesellschaft* 17 (1991), 5–29.

⁵¹ Wolfgang Asholt/Walter Fähnders (Hg), *Arbeit und Müßiggang 1789–1914. Dokumente und Analysen*, Frankfurt a.M. 1991.

⁵² Jeremy Rifkin, *Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft*, Frankfurt a.M./New York 1995; Erw. Neuausg., *Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft. Neue Konzepte für das 21. Jahrhundert*, Frankfurt a.M./New York 2004.

⁵³ Emmanuel Le Roy Ladurie, *Eine Welt im Umbruch. Der Aufstieg der Familie Platter im Zeitalter der Renaissance und Reformation*, Stuttgart 1998.

dert, bestimmte dann umgekehrt die Arbeit immer mehr den sozialen Status. Im 18. Jahrhundert konnte Ulrich Bräker dann aber schon überlegen, mit seiner Autobiografie Geld zu verdienen: Erlebte er das Schreiben zunächst als Drang, als „Schreibsucht“, ⁵⁴ so kam der mögliche wirtschaftliche Nutzen nach dem Erfolg der Lebensgeschichte in Betracht. Seine prekäre Situation – und die körperliche Arbeit – verbesserte sich nicht wirklich, bot aber dem ‚müßige‘ Schreiben eine Perspektive der ‚Nützlichkeit‘. Innerhalb von 200 Jahren veränderte sich also bei den Fallbeispielen von Platter und Bräker die Auffassung von ‚Arbeit‘, die noch als körperliche Mühe und Plage erscheint, aber bereits in Richtung Aufstiegsmöglichkeiten durch Bildung verweist.

Im Gegensatz zu den modernen Definitionen von Arbeit als Ressource (John Locke) oder im volkswirtschaftlichen Sinne als Produktionsfaktor steht in der vormodernen Stände- und Agrargesellschaft noch die Auffassung von Arbeit als ‚Mühe‘ und ‚Plage‘ im Vordergrund, es ‚arbeitet‘ demzufolge nur die untere Schicht, der dritte Stand. Mit der Moderne beginnt eine Verberuflichung und Professionalisierung, ⁵⁵ es entsteht eine privilegierte ‚Arbeit‘ in Schreibstuben (wie bei Ulrich Bräker), die einen anderen Stellenwert einnimmt, ob wir es nun „protestantische Arbeitsethik“ ⁵⁶ nennen oder nicht. Mit der Moderne wandelt sich die Arbeit zum Selbstzweck und stellt die Fragen nach dem Verhältnis von Arbeit, Leben und Identität neu.

Werfen wir noch einen Blick auf ein zeitgleich zu Schweinichen entstandenes „Selbstzeugnis“ ⁵⁷: die Briefe des wohl berühmtesten bürgerlichen Ehepaar-

⁵⁴ *Schreibsucht. Autobiographische Schriften des Pietisten Ulrich Bräker (1735–1798)*, hg. v. Alfred Messerli/Adolf Muschg, Göttingen 2004.

⁵⁵ Zur Begriffsgeschichte Werner Conze, „Arbeit“, in: Otto Brunner u.a. (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Bd. 1, Stuttgart 1972, 154–215; Jürgen Kocka, „Thesen zur Geschichte der Arbeit“, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 21 (2001), 8–14.

⁵⁶ Nach dem heutigen Stand der Forschung gibt es keine spezifisch wirksame „protestantische Ethik“ – auch keine für die Reformation in Europa oder auch nur einheitlich für die protestantischen Sekten in Großbritannien. Heinz Steinert, *Max Webers unwiderlegbare Fehlkonstruktionen. Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, Frankfurt a.M. u.a. 2010, 19. Steinert deutet die von Weber formulierte „innerweltliche Askese“ als „Phantasie“, hier 303–307.

⁵⁷ Allgemein anerkannt ist inzwischen die Verwendung des Begriffs „Selbstzeugnis“. Mitte der 1990er Jahre entwickelte sich ein regelrechter Boom der Selbstzeugnisforschung, bei der allerdings die historisch-kritische Aufarbeitung der Quellen immer noch nicht annähernd abgeschlossen ist. Ansätze hierzu bieten mehrere Datenbanken, die online zur Verfügung stehen. Benigna von Krusenstjern, „Was sind Selbstzeugnisse? Begriffskritische und quellenkundliche Überlegungen anhand von Beispielen aus dem 17. Jahrhundert“, in: *Historische Anthropologie. Kultur, Gesellschaft, Alltag* 2 (1994), 462–471. Zum erweiterten Begriff des Ego-Dokuments Winfried Schulze, „Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung ‚Ego-Dokumente‘“, in: Winfried Schulze (Hg.), *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte* (Selbstzeugnisse der Neuzeit 2), Berlin 1996, 11–30.

res des 16. Jahrhunderts, Magdalena und Balthasar⁵⁸ aus Nürnberg – immerhin eine Metropole im spätmittelalterlichen Heiligen Römischen Reich. Sie treten uns in diesen Briefen unmittelbar entgegen, sie sind also quellenkritisch gesehen ‚näher‘, also authentischer als eine im Nachhinein überarbeitete Autobiografie wie diejenige von Schweinichen. Balthasar, der sich häufig auf Dienstreisen in Oberitalien befand, kommentierte die dunklen Seiten des Kaufmannslebens. Die körperlichen Gefahren entlang der Handelsstrecke, die er und seine Kollegen ‚Mordweg‘ nannten, verfolgten ihn. Aber nicht allein die körperlichen Risiken entfremdeten Balthasar seiner Arbeit; er hätte seinen Beruf auch unter günstigsten gesundheitlichen Umständen nicht gemocht. An den wichtigsten Pflichten des Handelsgewerbes – dem Feilschen über Preise und der Jagd nach hohen Umsätzen – fand Balthasar keinen Gefallen. Er verabscheute Wettbewerb und Konfrontation. So schwierig er das Kaufmannsleben auch fand und so sehr er es verabscheuen gelernt hatte, sah Balthasar darin doch auch eine Gnade. Es nötigte ihn zu Ordnung und Disziplin, ohne die er, wie er fürchtete, vielleicht der Trägheit und der Trunksucht – das Wort ‚Müßiggang‘ nimmt er nicht in den Mund – hätte verfallen können. Er gestand sich eine Neigung zum haltlosen Trinken ein, insbesondere bei festlichen Anlässen, und er glaubte, nur seine Arbeit habe ihn in den Stand versetzt, diese Neigung unter Kontrolle zu halten.⁵⁹ Arbeit gibt Struktur und Ordnung.

Bei der Interpretation der Selbstzeugnisse stellt sich natürlich die Frage nach möglichen Generalisierungen. Inwieweit haben wir hier nur individuelle Lebensläufe vor uns? Ich denke, es existiert – wie heute auch – ein breites Spektrum verschiedener Lebensentwürfe. Müßiggang erlaubten sich weder Platter noch Bräker noch Balthasar, denn sie mussten ihre Familie ernähren. Mußestunden erlebte Platter vielleicht im nächtlichen Latein- und Griechisch-Lernen, Schweinichen und Bräker beim Schreiben, Balthasar beim – wenn auch kontrollierten – Trinken und Feiern. Dass es sich bei den frühneuzeitlichen Adelsfesten nicht um Müßiggang, sondern gesellschaftliche Arbeit handelte, haben wir bereits herausgearbeitet. Gleichzeitig erleben wir die vormoderne Ständegesellschaft als in sich vielfältig differenzierter und weniger geschlossen und homogen als gemeinhin angenommen.

⁵⁸ Magdalena & [und] Balthasar. *Briefwechsel der Eheleute Paumgartner aus der Lebenswelt des 16. Jahrhunderts*, vorgestellt v. Steven Ozment [aus d. amerikan. u. d. frühneuhochdt. Original übers. von Friedhelm Rathjen], Frankfurt a.M. 1989.

⁵⁹ Magdalena & [und] Balthasar, 52–62, Kap. „Mordweg“.

3. Schweinichens Leben und Arbeiten

Kehren wir zurück zum Geschlecht der Schweinichen, die tatsächlich eine alte schlesische Adelsfamilie⁶⁰ waren – auch wenn einem der Name heute wie ein passend gewähltes Pseudonym vorkommt. Auch für Uradel gehörte der Dienst am Hof stets zur adligen Profession, Tätigkeiten im Handel und Handwerk führten dagegen zum Ausscheiden aus dem Adel.⁶¹ Schweinichens Autobiografie steht in einem ambivalenten Verhältnis zu den zeitgenössischen Diskursen. Sie schildert einerseits den lasterhaften Müßiggang seiner Dienstherrn, enthält also quasi in der Autobiografie eine Biografie – und andererseits den ständigen Kampf, einigermaßen tugendhaft zu bleiben. Schweinichen selbst verblieb – so zumindest seine Darstellung – bis auf das Trinken relativ standhaft und gottergeben. Die Autobiografie basiert auf Aufzeichnungen, die er seit dem fünfzehnten Lebensjahr regelmäßig und schließlich Jahr für Jahr vornahm. Sie besteht aus drei Büchern, die jeweils mit einer Vorrede anfangen und die chronologisch nach Jahren gegliedert sind. Die Aufzeichnungen beginnen mit dem Jahr 1568 und brechen 1602 ab. In der ersten Vorrede legte Schweinichen eine ‚Confession‘ seines evangelischen Glaubens ab. Die jeweiligen Jahre werden zusätzlich mit einer Bilanzierung verbunden. Im Gegensatz zum Tagebuch fällt hier also die beschriebene Zeit und die Schreibzeit auseinander. Zu den Jahresresümees zählen auch thematische Resümees am Ende einer Reise oder beim Tod seiner Ehefrau. Randnotizen deuten auf eigene Überarbeitungen in späterer Zeit hin.

Die Autobiografie war nicht für die Öffentlichkeit, sondern lediglich für die Nachkommen geschrieben und vermittelt deshalb eine besondere Authentizität, weil durch die erbetene Geheimhaltung weniger Selbstdarstellung und „self-fashioning“⁶² enthalten ist: „ist Solches nach meinem Tode mein Wille, [...] meine hinterlassenen Erben gebeten habe, [...] daß sie solches [das Buch] als Gold verwahren und in geheim halten wollen.“⁶³ Schweinichen schildert chronologisch zu Beginn seine Kindheit und Jugend. So lernte er etwa mit neun Jahren Lesen und Schreiben beim Dorfschreiber und hütete gleichzeitig Gänse. Mit zehn genoss er gemeinsam mit Herzog Friedrich IV. von Liegnitz eine Ausbildung u.a. an der bekannten Goldberger Schule. Im selben Alter begann Schweinichens Dienst bei verschiedenen Dienstherrn: zunächst als Page bei Friedrich

⁶⁰ *Zur Geschichte des Geschlechts derer von Schweinichen*, hg. v. Constantin von Schweinichen, 3 Bde, Breslau 1904–1906.

⁶¹ Ulrich Schmilewski, „Der schlesische Adel – Herkunft, Zusammensetzung und politisch-gesellschaftliche Rolle vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert“, in: *Adel in Schlesien*, Bd. 2: Repertorium: Forschungsperspektiven – Quellenkunde – Bibliographie (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 37), München 2010, 69–91, 82.

⁶² Stephen Greenblatt, *Renaissance Self-Fashioning. From More to Shakespeare*, Chicago 2005 [1980].

⁶³ Schweinichen, *Denkwürdigkeiten*, 7.

III., später als Kammerjunker und Marschall von Heinrich XI. von Liegnitz. Alldings begann auch mit achtzehn sein regelmäßiges Trinken:

Inmittelst habe ich nicht allein gelernt, Wein zu trinken, sondern auch ziemlich wohl gekonnt, daß ich wohl sagen kann, auch gemeinet, es wäre unmöglichen, daß mich einer vollsaufen könne, und habe es hernach stark continuirt. Ob es mich aber zur Seligkeit und guter Gesundheit gereichet, stelle ich sein Ort.⁶⁴

Nach Heinrichs Tod 1588 diente Schweinichen bei Friedrich IV. als Hofmeister und fürstlicher Rat, ab 1596 bei Herzog Joachim Friedrich von Brieg, wo er schließlich in hohem Ansehen bis zu seinem Tod stand. In Schweinichens geheim gehaltenen Rechenschaftsbericht – und das war seine Autobiografie über weite Strecken – führte er eine Art Zwiesprache mit Gott:

Solches gleich zu meiner Nachricht von Jahr zu Jahr vermerket, von mir, wie in einer kurzen Summa, meinen Verlauf des Lebens, Guten und Bösens, [...] daraus ich Gottes sonderliche Führung und Erhaltung zu spüren, ihm vor seine Güte und Wohltaten, so er mir erzeugen werde, destomehr zu danken und ihn davor loben, ehren und preisen hätte.⁶⁵

4. Arbeit und autobiografisches Erzählen

Schweinichens ‚Arbeit‘ war es also, seinen Dienstherrn vor größerem Schaden zu bewahren und sich der ‚Logistik‘ seiner verschiedenen Aktivitäten anzunehmen und im Sinne der ‚Verwaltung des sozialen Kapitals‘ zu agieren. Als überzeugter Protestant lieferte er eine Art Beichte, seine lebenslangen Hofmeisterdienste, das Ausfüllen des Dienstadels zeigte eine Art aus der Zeit gekommene feudale Treue, die Schweinichen jedoch stereotyp als ‚Gottes Wille‘ betonte. Die Dienste, der er leistete, waren ‚entgrenzt‘, d.h. ihre Strukturen übertrugen sich auf alle Lebensbereiche und prägten damit seine individuelle Lebensgestaltung und Identitätsbildung (etwa seine eigene Heirat). Die ‚Arbeit‘ prägte damit auch das Schreiben und Erzählen über das eigene Leben und die Persönlichkeit. In seinem ‚Gespräch‘ mit der Autobiografie reflektierte der Autor auch die unterschiedlichen Ausprägungen der Arbeit und seine entgangenen Möglichkeiten. So bedauerte er, dass er seine Bildungsmöglichkeiten nicht wahrgenommen habe oder dass seine offensichtlichen Kompetenzen – und zwar Organisationstalent und Redegabe nicht an einem anderen, höheren Fürstenhof anbringen konnte. Die – vormoderne – Perspektive eines Aufstiegs durch Bildung, die man gemeinhin eher dem Bürgertum zuspricht, kann hier also auch für den Adel belegt werden. Schweinichens Engagement, seine Arbeit, wurde nicht angemessen belohnt – sein ernüchterndes Fazit lautete: „Es geht mir allezeit so, wem ich wohlthue, der thut mir Arges dagegen, wird also das Sprichwort: ‚Der Undank ist der Welt

⁶⁴ Schweinichen, *Denkwürdigkeiten*, 32.

⁶⁵ Schweinichen, *Denkwürdigkeiten*, 6.

Lohn‘, an mir recht bewiesen.“⁶⁶ Das autobiografische Schreiben wird damit auch zu einer Arbeit am Selbst bzw. zur Technik der Selbstreflexion.⁶⁷

Schweinichen riet deshalb im Rückblick jedem – und das ist dann folgerichtig an seine Nachkommen gerichtet – von seiner ‚Arbeit‘ ab:

Rathe es derowegen nimmermehr keinem jungen Mann (wie ich damals war), der sich wegen eines Herren in solche Sorgen, ja auch Gefahr und Treu, Ehr und Glaubens also einstecket, als ich gethan und allbereit etliche Jahr continuiert habe, weiß auch, daß ich es (wo mich Gott läßt leben) in meinem Alter fühlen werde, und habe doch nichts davon gehabt, auch nicht. daß ich ein Quart Wein zahlen mögen. Denn was ich thät, das thät ich als ein getreuer, gehorsamer Unterthan und Diener, glaube auch nicht anders, denn daß es mir gegeben war worden, daß ich vom Herrn nicht ablassen konnte, wenn ich schon sonstn gute Gelegenheit hatte.⁶⁸

Neben Schweinichens eigener Arbeit nimmt die – biografische – Beschreibung der Arbeit seiner höhergestellten adligen Dienstherren breiten Raum ein. Ihre ‚Arbeit‘ beschränkte sich auf gesellschaftliche und repräsentative Pflichten. Ehepaare treten dabei auch im Adel als Arbeitspaar⁶⁹ auf, ihre individuellen Schwächen gehen in Schweinichens Darstellung über in schwankhafte Darstellung, die auch sexuelle Ausschweifungen nicht ausspart. Hier hatte die Komik die Funktion einer Distanzierung. Auch wenn Schweinichen nicht immer eine rühmliche Figur machte, stilisierte er sich selbst und seine Rolle natürlich vor der Folie seiner Dienstherren positiv, er organisierte und rettete – auch die Ehre – wo er konnte.

⁶⁶ Schweinichen, *Denkwürdigkeiten*, 530.

⁶⁷ In dieser Hinsicht zeigt sich auch ein Bezug von Muße und autobiografischem Erzählen, vgl. dazu Georg Feitscher, *Kontemplation und Konfrontation. Die Topik autobiographischer Erzählungen der Gegenwart* (Otium. Studien zur Theorie und Kulturgeschichte der Muße 9), Tübingen 2018, 7–59; Anna Sennefelder, *Rückzugsorte des Erzählens. Muße als Modus autobiographischer Selbstreflexion* (Otium. Studien zur Theorie und Kulturgeschichte der Muße 7), Tübingen 2018, 53–90.

⁶⁸ Schweinichen, *Denkwürdigkeiten*, 226.

⁶⁹ Das frühneuzeitliche Konzept des „Arbeitspaares“ entwickelte Heide Wunder. Hier stehen die Arbeitswelten der Ehepartner gleichberechtigt nebeneinander und ergänzen sich, während die Abwertung der häuslichen Arbeit und der Frauenarbeit erst mit dem Entstehen der bürgerlichen Welt begann (vgl. Heide Wunder, *„Er ist die Sonn‘, sie ist der Mond“*. *Frauen in der Frühen Neuzeit*, München 1992). Heide Wunder hat auch als eine der Wenigen Schweinichens Text ausgewertet: Heide Wunder, „Überlegungen zur Konstruktion von Männlichkeit und männlicher Identität in Selbstzeugnissen der Frühen Neuzeit. Hans von Schweinichen (1552–1616) in seinem Memorial“, in: Doris Ruhe (Hg.), *Geschlechterdifferenz. Texte, Theorien, Positionen. Kolloquium des Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterstudien an der Ernst-Moritz-Arndt Universität Greifswald*, Würzburg 2000, 151–171.

5. Ergebnisse

In den untersuchten Quellen ist die Muße mit der Arbeit auf unvorhersehbare Weise verschränkt, es handelt sich nicht um zwei getrennte oder einander feindliche Felder. Wir erleben, dass in der Vormoderne in antiker Tradition das Konzept der Arbeit als Mühe dominiert, das Konzept oder das Streben nach Muße jedoch fehlt. Gleichwohl finden wir Praktiken, die nach modernem Verständnis sehr viele Muße-Anteile haben, ebenso wie wir Arbeit in scheinbaren Muße-Bereichen sehen können. Schweinichens Arbeit im Dienstadel ist zeitlich und räumlich entgrenzt, es gibt insofern keinen Freizeit- und keinen Mußebereich. So ist etwa das Trinken durchaus Teil seiner Arbeit, während bei dem bürgerlichen Kaufmann Balthasar schon im modernen Sinne Arbeit als strukturgebende Maßnahme gegen die Trunksucht eingesetzt wird. Erkennt man bei Schweinichens Autobiografie in seiner Selbstwahrnehmung klar den mühevollen Anteil seiner scheinbar „müßigen“ Arbeit, ist diese Dichotomie bei Schweinichens Dienstherrn, also dem höheren Adel, in der von Festen und Feiern geprägten Lebenswelt fast völlig aufgelöst. Die aufgaben- und daseinsorientierte Adelsarbeit stellt sich als selbstverständlich wahrgenommene ständische Arbeit dar, in der die Muße integriert ist und ihren natürlichen Platz hat, ohne als Gegensatz begriffen zu werden. Schweinichens Arbeit dagegen als ‚Mühe‘ war prägend für sein Selbstkonzept als Individuum, das sich im Sinne der vormodernen Verberuflichung und Professionalisierung erlebt. Gleichzeitig rechtfertigt sich Schweinich in seiner autobiografischen Beichte mit göttlicher Fügung und Lenkung. Sie steht deshalb ebenso wie die recht feudal beschriebene Lebenswelt am Schnittpunkt zwischen noch mittelalterlichen und schon frühneuzeitlichen, vormodernen Elementen. Wir haben hier also ein Beispiel, wenn nicht gar den Ausgangspunkt für einen beginnenden Wandel und die Spaltung von Arbeit und Muße.

Spätestens mit der Industrialisierung, als mit der Arbeit eine stärkere zeitabhängige Leistungserwartung verbunden war, konnte das Bedürfnis nach ‚moderner‘ Muße im Sinne einer Freiheit von temporalen Zwängen und der Abwesenheit einer unmittelbaren, die Zeit beschränkenden Leistungserwartung explizit formuliert werden. Vor dieser Folie betrachten und bewerten wir historische Quellen aus unserer Zeit heraus. Gustav Freytags Geschichtsschreibung ist hier ein einschlägiges Beispiel, das uns mahnt, Begriffe kontextabhängig zu beschreiben.

Die Autobiografie von Hans von Schweinichen tritt einem als ein relativ authentisches Bild adligen Lebens vom Ende des 16. Jahrhunderts entgegen. Die Authentizität ist hierbei verknüpft mit dem Aspekt der Veröffentlichung – also je näher und privater am Autor oder an der Autorin, desto authentischer, wie etwa die Briefe von Magdalena und Balthasar, die als historisch sehr zuverlässig gelten. In beiden identifizierten adligen Arbeitswelten korreliert diese mit der

Lebenswelt, die Arbeit wird entgrenzt und ihre Strukturen und Inhalte werden auf alle Lebensbereiche übertragen. Schweinichens permanente Anstrengungen, seine ‚Arbeit‘, bot nicht nur den Anlass zum Schreiben über das eigene Leben, sondern wurde vor der Folie seines Dienstherrn zum Selbstzweck: als Beichte und Rechenschaftsbericht. Sie ist damit ein Vorläufer späterer calvinistischer und pietistischer Autobiografien. Schweinichen integriert sinnliches Erleben und religiöse Erfahrung.⁷⁰ Er erwartete keinen ‚realen‘ Lohn für seine Arbeit, in der er ausharrte und die er in seinen Aufzeichnungen als seine ‚Mühe‘ festhielt: „daß ich also dies Jahr [1594] ein mühseliges Wesen geführt und unruhiges Dienst gehabt und gewiß im Schweiß meines Angesichts mein Brod gessen.“⁷¹

Zum Abschluss nehme ich noch einmal die Ambivalenzen in Schweinichens Autobiografie in den Blick: Auf der einen Seite befindet sich Schweinichens Dienstherr, der sich eigentlich tugendhaft verhalten müsste, aber ins Schwankhaft-Obszöne abgleitet – eine Lebensführung, die dem religiösen Anspruch von Schweinichen selbst entgegensteht. Andererseits steht die adlige Verschwendungssucht Heinrichs dem fast schon bürgerlichen Ökonomiedenken seines Dienstadels gegenüber. Im „Memorial-Buch“ finden sich durchgehend Preisanangaben,⁷² Abrechnungen und Verbrauchslisten, ähnlich der eingangs zitierten Angaben des prachtvollen Festes der Rosenberger. Die ständige Rechnungsführung erinnert dabei an spätmittelalterliche Handlungs- und Rechnungsbücher, die durch persönliche Notizen erweitert und aus denen heraus sich häufig ein Tagebuch entwickelt hat.⁷³

Das moderne Konzept von Glück und Erfolg⁷⁴, eigentlich eine Art Selbstoptimierungsprogramm, das sich in Ansätzen etwa im Tagebuch von Samuel Pepys⁷⁵ findet, der sein Tagebuch führte, um sich selbst zu verbessern, steht dem häufig erfolglosen Bemühen und Scheitern Schweinichens entgegen. Für Schweinichen gilt schon im Sinne der protestantischen Arbeitsethik der Beruf als Berufung Gottes. Er steht als Dienstadel damit quasi zwischen den adligen Be-

⁷⁰ Pastenaci, *Erzählform und Persönlichkeitsdarstellung*, 14.

⁷¹ Schweinichen, *Denkwürdigkeiten*, 437.

⁷² Genutzt wurde dieses reichhaltige Material allerdings nur wenig, etwa bei Joachim Braun, „Die Denkwürdigkeiten des Hans von Schweinichen als Quelle zur schlesischen Agrargeschichte“, in: *Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Breslau* 4 (1959), 198–206.

⁷³ So etwa der Konstanzer Goldschmied Maignow, der nicht nur Geschäftliches, sondern auch einschneidende familiäre Ereignisse eintrug, etwa die Geburt seiner fünf Kinder. Privates und Geschäftliches ist hier nicht getrennt. *Das Geschäftsbuch des Konstanzer Goldschmiedes Steffan Maignow*, hg. v. Gabriela Signori/Marc Müntz, Ostfildern 2012.

⁷⁴ Robert Suter, „Bluff und Autosuggestion. Wege zum Erfolg in der Weimarer Republik (Walter Benjamin, Johannes Baader, Emile Coué, Walter Serner)“, in: Ulrich Johannes Beil/Cornelia Herberichs/Marcus Sandl (Hg.), *Aura und Auratisierung in medialer Perspektive*, Zürich 2014, 325–349.

⁷⁵ Samuel Pepys, *Die Tagebücher. Vollständige Ausgabe in neun Bänden nebst einem „Companion“*, eing. u. hg. v. Gerd Haffmans/Georg Deggerich, Frankfurt a.M. 2010.

rufen der Vermarktung des Sozialkapitals und der bürgerlich-protestantischen Selbst-Rechtfertigung durch Arbeit. An Schweinichens Autobiografie können wir also die Ambivalenzen des vormodernen Mußebegriffs zeigen und damit unsere modernen leistungs- und zeitorientierten Arbeitsbegriffe hinterfragen.⁷⁶

⁷⁶ Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Beiträge in der zweiten Sektion dieses Tagungsbandes.